

Josef Epple (1789–1840)

Schullehrer und Mundartdichter der Biedermeierzeit

Von Dr. Max Flad, Leinfelden-Echterdingen

Es ist nahezu unglaublich, wie viele bedeutende Männer die Reichsstadt Biberach in der Zeitspanne von 1780 bis 1800 hervorgebracht hat. Erinnert sei an die Maler Christian Keller, Johann Baptist Pflug, Johann Friedrich Dieterich, Franz Xaver Müller und Karl Martini, ferner an die Arztbrüder Eberhard Karl und Ferdinand Candidus Martini und schließlich an den Mundartdichter Josef Epple, der fern von seinem Heimatort, in Schwäbisch Gmünd, als Lehrer wirkte und seine Zeitgenossen mit Gedichten erfreute.

Leben und Wirken

Wie Johann Friedrich Dieterich, dessen Vater als Merzler und Sackträger an der Schranne sein Leben fristete, kam auch Josef Epple nicht aus einer begüterten Biberacher Familie. Im Kirchenregister wird als Beruf seines Vaters Geigenmacher und Schreiner angegeben. Meist dürfte er an der Hobelbank gestanden sein, und in der „notigen Zeit“ nach den napoleonischen Kriegen, besonders in den Hungerjahren 1816/17, ging es ihm und seiner Frau wirklich schlecht.

Der Vater Georg Jakob Epple war zuerst bemüht, seinen Sohn im elterlichen Beruf auszubilden; doch diesem gefiel dies nicht. Im Vorwort zu seinem zweiten Gedichtband schreibt er über sich: „Sein erstes Buch war der Acker, auf dem er Ähren suchte, sein Gymnasium der Wald mit seinen Beeren und dem dünnen Holz und seine Universität Gottes Armut. Nur durch viele Mühen gelang es ihm, sich zu dem Esels-Geduld brauchenden Schulmeister-Handwerk perfekt machen und sich zum ‚geistlichen Korporal‘ aufzuschwingen.“

Im Jahr 1810 finden wir ihn als Junglehrer an der katholischen Elementarschule zu Schwäbisch Gmünd, an der er nach drei Jahren definitiv angestellt wurde. Da die Gehälter der Schulmeister da-

mals zum Lebensunterhalt nicht ausreichten, sah er sich genötigt, seine freie Zeit mit Stundengeben, Klavier- und Gitarrenunterricht, heimatkundlichen Studien und vielleicht auch mit Küferarbeiten und Drechslerei zu nutzen. Bekannt geworden ist Epple jedoch – sowohl in Gmünd wie im ganzen Land – als Dichter, der es verstand, Selbsterlebtes vor allem in Mundart darzustellen. „Das gesellige Leben der heiteren Stadt an der Rems verwandelte sich bei ihm fast unwillkürlich zum Lied. Der Mann verstand zu singen, wie man es auch in musikalischen Kreisen gerne hörte“ (Holder).

Erstmals 1821 veröffentlichte Epple „Vermischte Gedichte in schwäbischer Mundart und in reindeutscher Sprache“. Viele von ihnen hat er in Musik gesetzt und zwar mit Klavier- oder Gitarrenbegleitung. Wenige Jahre später brachte er unter dem gleichen Titel eine neue Sammlung in drei Teilen heraus. Die in beiden Bänden enthaltenen Gedichte waren so volkstümlich, daß ihr Verfasser in Kürze fast landesweit bekannt wurde. „Auf dem Cannstatter Volksfest war man in den dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre gewöhnt, bei frischem ‚Heurigen‘ jedesmal ein ‚Eppes-Täppestück‘, wie der Volksmund sie taufte, in eigener Weise nach Flugblättern singen zu hören“, berichtet August Holder, der Erforscher der schwäbischen Dialektdichtung.

Auch in Biberach wurden, wie Kuhn überliefert, noch lange von älteren Herren Epple-Lieder wie „Reichsstadt, o du schönes Wort, mit dir ist ja alles fort“, „Der Apfeldieb“, „Galgenabbruch“, „Bauer und Schulmeister“ und andere gesungen.

Eine weitere Ausgabe seiner „Vermischte Gedichte in schwäbischer Mundart und reindeutscher Sprache“ erschien in Gmünd in den Jahren 1842 und 1844. In ihr finden sich neben neuen eine Reihe älterer überarbeiteter Gedichte.

Außer diesen drei Werken, durch die Epple seinerzeit berühmt geworden ist, verfaßte er 1827 noch zwei kleinere ortskundliche Abhandlungen über den Rechberg und den Rosenstein. Außerdem schrieb er ein vom Josephinismus beeinflusstes Gebets- und Erbauungsbuch „Erhebungen des Gemüts zu Gott“ (1835) sowie als Beitrag zu zeitgeschichtlichen Fragen „Der deutsche Michel. An alle poetischen und prosaischen Demagogen. Mit Gasbeleuchtung“ (1844) und „Resignation eines Pädagogen oder der Schulprovisor als Rekrut“ (1846). Eine handschriftliche Arbeit von ihm ist die 1833 bis 1835 entstandene „Gmünder Chronik“, die nach dem Urteil der Gmünder von beachtlichem lokalgeschichtlichem Wert ist. Ebenso wird auf das 1837 erschienene Gesprächsstück „Das holländische Erbe“ hingewiesen. Erst im Jahr 1904 sind in einem besonderen Druck die von Epple aufzeichnungen Erinnerungen an die Kindheit seines Stiefsohnes Eduard Keller herausgekommen.

Auszug aus dem Familienregister der Kath. Pfarrei St. Martin Biberach über die Familie Epple.

geburt Tag, monat Jahr.	geborener.	Exposition- Tag, Monat und Jahr.	geborener.	Verheir- atungstag und Jahr.
1. Sept. 1788	Georg Jakob Epple Lehrer, Geigenmacher, Schreiner F. J. 8. August 1825	18. Sept. 1774	Anna Maria Stutz geb. v. d. Ried + 1787	2. August 1795
		22. Sept. 1787	Anna Maria geb. v. d. Ried + 9. 10. März 1822.	22. Nov. 1794
geburt Tag, monat Jahr.	NAMEN	geburt	Exposition Tag Monat Jahr	Verheir- atungstag und Jahr.
-	Salob. Maria	17. Dec. 1779	1797	1797
-	Joseph Maria	11. März 1789	1800	—
2	Josephine	—	1792	1806

Diese Zusammenstellung seiner Schriften zeigt, welche vielseitigen Interessen der Gmünder Schulmeister hatte. Doch was wissen wir von seinem Leben?

Auf seine harte Jugend wurde schon eingegangen. Sicher waren auch die ersten Jahre in Gmünd schwierig. Das armselige Einkommen eines Hilfslehrers und die Not seiner Eltern waren für ihn mit Ursache, schriftstellerisch tätig zu werden. Den Erlös seiner ersten Gedichte verwendete er zu ihrer Unterstützung. Allein, so bald es ihm finanziell etwas besser ging, trieb es ihn unter die Gmünder Leute, die Goldarbeiter und Bürger, welche sich in den zahlreichen Wirtschaften der Stadt abends trafen. Schon im Jahr 1821 reimte er:

„Der Mensch lebt itt vom Brot allei!
Ear braucht au Biar und Brantewei.“

Rund 20 Jahre später wiederholte er das früher gesagte in anderer Form:

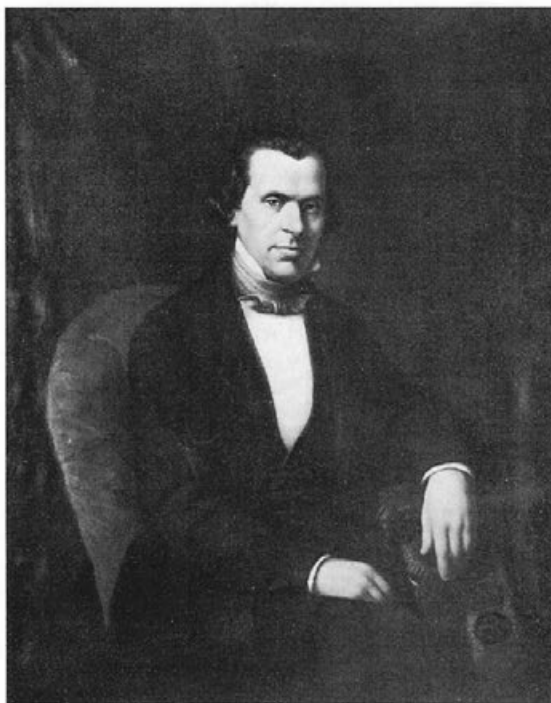
„As treibt mich halt zum Reima,
So wia mihs treibt zum Wei!
Soll boide ich versäume,
Däs ka itt möglich sei!“

Seine Abneigung gegenüber Wasser als Getränk drückte Epple in mehreren Gedichten aus. Von Prießnitz und anderen Wasseraposteln hielt er nicht viel.

Es mag sein, daß der Poet seine Liebe zu Wein, Bier und Branntwein dichterisch zu sehr betont hat; allein die Neigung zu den geistigen Getränken wirkte sich mit der Zeit auch auf seine Gesundheit nachteilig aus. Selbstgeständnisse des Dichters sind Zeugnis davon. Wahrscheinlich blieb auch sein Familienleben davon nicht unbeeinflusst.

Gelebt hat der junge Lehrer in Gmünd zuerst bei der Familie des Goldmachers Sebastian Keller. Als dieser 1823 starb, heiratete er ein Jahr später dessen verwitwete Frau Crescentia, die Mutter zweier Söhne war. Einen von ihnen, den talentierten Eduard, hat er, als er noch ledig war, besonders in sein Herz geschlossen. Er nahm sich bereits des zweijährigen Kindes an. „Ich schnitt aus einem Lautierbüchlein alle Buchstaben des Alphabets, kleine wie große, heraus, pappte solche auf gedörrte Zwetschgen, und sowie er den Laut und den Namen des aufgepappten Buchstabens angeben konnte, bekam er die Zwetschgen. Es war auffallend, wie schnell er nach dieser Zwetschgenmethode lesen lernte.“

Als sein Lehrer feststellte, wie sehr Musik das Kind begeisterte, bemühte er sich, ihm eine kleine Violine, ein „Butzgeigle“, zu besorgen. Mit fünf Jahren schon trat Eduard am Cäcilienfest mit seinem Instrument auf, und ein Jahr später hatte der Junge Gelegenheit, König Wilhelm I. bei einem Besuch in Gmünd vorzuspielen. Das Spiel und die anschließende Unterhaltung gefielen dem König so, daß er ihn nach einer Prüfung in Stuttgart beim Hofmusiker Maltè weiter ausbilden ließ. Eduard Keller war damals sechseinhalb Jahre alt.



Eduard Keller (1815–1904) um 1860.

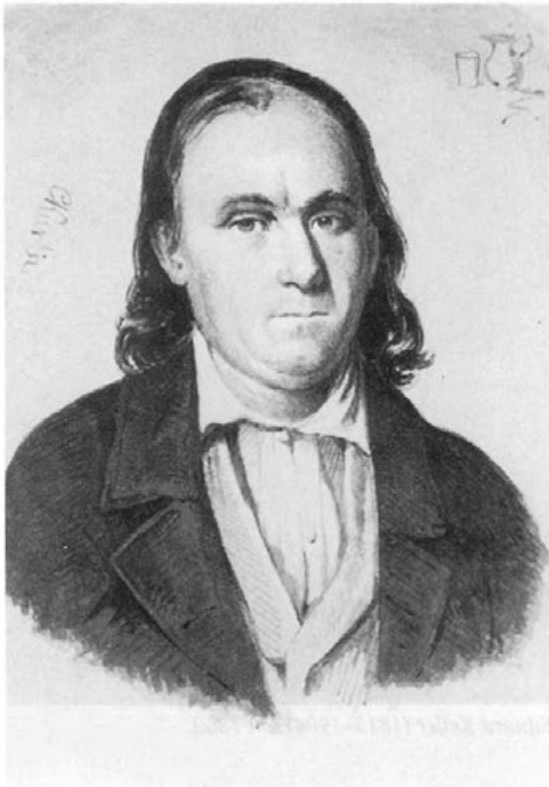
Den Werdegang des jungen Musikers vom dritten Lebensjahr bis zu seinem Abschied von Gmünd hat Epple in „Erinnerungen aus seiner Kindheit“ in reizender Form festgehalten. Sie sind ein Nachweis, wie sehr er an diesem Kind hing und auch welch guter Pädagoge er war. Als Eduard zehn Jahre alt wurde, schrieb er:

„O mein lieber, holder Knabe,
Du, die reinste Wonne mir!
Alle Freuden, die ich habe,
Dank' ich deinem Dasein hier.“

Wachse auf mit Gottes Segen,
Sei stets deiner Eltern Lust,
Wandle fort auf guten Wegen,
Tugend wohn' in deiner Brust ...“

Eduard Keller galt später in Stuttgart als einer der besten Violinspieler Schwabens. Er war Konzertmeister der Königlichen Hofkapelle, Professor am Königlichen Konservatorium für Musik und einer der Gründer dieser Anstalt wie auch des Stuttgarter Quartettvereins. Diesem gehörte er über ein Jahrzehnt an, bis ihn ein Augenleiden zum Aufhören zwang. Epples zweiter Stiefsohn Joseph war nach einer Ausbildung als Buchdrucker später in Gmünd als Redakteur tätig.

Nach diesem Bericht über seine begabten Stiefkinder sei noch einmal auf den aus Biberach stammenden Schulmeister eingegangen. Erfreulicherweise gibt es von ihm auch ein Bildnis. Nach dem Gemälde, das Professor Kurtz aus Stuttgart 1843 in



Josef Eppl im Jahre 1843. Aquarell von Carl Tiefenbronn, Schwäbisch Gmünd.

Öl gemalt hat, schuf der Gmünder Carl Tiefenbronn (1831–1885) ein Aquarell, unter dem vermerkt ist: Lehrer Eppl, der beliebte Dialektdichter. Das Bildnis des 54jährigen zeigt einen bemerkenswerten Kopf. Mit kritischen Augen betrachtet er die Welt, verschlossen wirkt der Mund. Lang fallen die lockigen Haare vom Haupt, das sich vorne schon lichtet. Sein Gesicht strahlt Energie aus. Vielleicht hätte ein Bild von ihm noch etwas mehr Freundlichkeit und Humor sehen lassen, als er im Land als der „Tausendsassa von Schwäbisch Gmünd“ bekannt war.

Drei Jahre, nachdem Kurtz sein Gemälde vollendet hatte, wurde Eppl 1846 „mit schwerem und langen Leiden“ heimgesucht und gegen Ende des Jahres steht im „Boten von Remsthal“: „...ohne alles Vermögen, von seinem geringsten aller hiesigen Lehrers-Gehalte noch einen Amtsgehilfen besoldend, sieht sich der Geprüfte in die traurige Nothwendigkeit versetzt, ... die Mildthätigkeit seiner werthen Mitbürger, Freunde und Schüler anzusprechen ... Aus Dankbarkeit erhält jeder, der sich zu seiner Unterstützung verpflichtet, ein Bändchen seiner neuesten demnächst erscheinenden Gedichte nebst seinem Schwanengesang...“

Doch dieser Aufruf hatte wohl nicht genügend Wirkung, denn nach des Dichters Tod am 9. Dezember 1846 enthielt der „Bote vom Remsthal“ im

folgenden Jahr „eine Gläubiger Vorladung, in der rechtskräftig erkannten Gantsache des verstorbenen Schullehrers Eppl von hier ... zur Schulden-Liquidation, verbunden mit dem Versuche eines Borg- oder Nachlaß-Vergleiches ...“.

So endete das Leben eines talentierten Mannes, der mit seinen Reimen und Dichtungen Unzähligen Freude bereitet hatte.

Die Gedichte

Zuerst seien einige Gedichte vorgestellt, die von dem Gmünder Johann Wilhelm Baumeister (1804–1846) illustriert wurden. Dieser hatte zuerst Malerei, dann Tierheilkunde studiert, ein Fach, welches er acht Jahre in Hohenheim und später an der Stuttgarter Tierarzneischule lehrte.

Zu drei Stücken seines Gmünder Schullehrers schuf er lavierte Federzeichnungen, welche das einstige Volksleben treffend schildern. Begonnen sei mit dem Gedicht „Der Schulmeister“, dem der Verfasser das Motto beifügte: „Die Welt wird alt und wird wieder jung, und der Lehrer hofft immer auf Aufbesserung.“ Auf ihm hat Baumeister die Prüfung einiger Junglehrer gezeigt. Den schmalen „Provisoren“ sitzt eine Auswahl von ausgewachsenen Schulmeistern gegenüber, die Fragen auf Fragen stellen:

„Woißt der Herr au was von Denzel?
Wenn hot gleabt der Kaiser Wenzel?
Was sind Riesa? Was sind Zwerg?
Und wie grauß isch Württaberg?
D' Landkat muaß ma auch guat wissa:
Wo leit Rom? Und wo Rißdissa?
Was hot Württaberg für Vieh,
Was für Künstler und Genie?“

Nach der Prüfung, welche das Ende der Unterlehrerlaufbahn mit „zweihundert Gulde Geald“ bedeutete, heißt es:

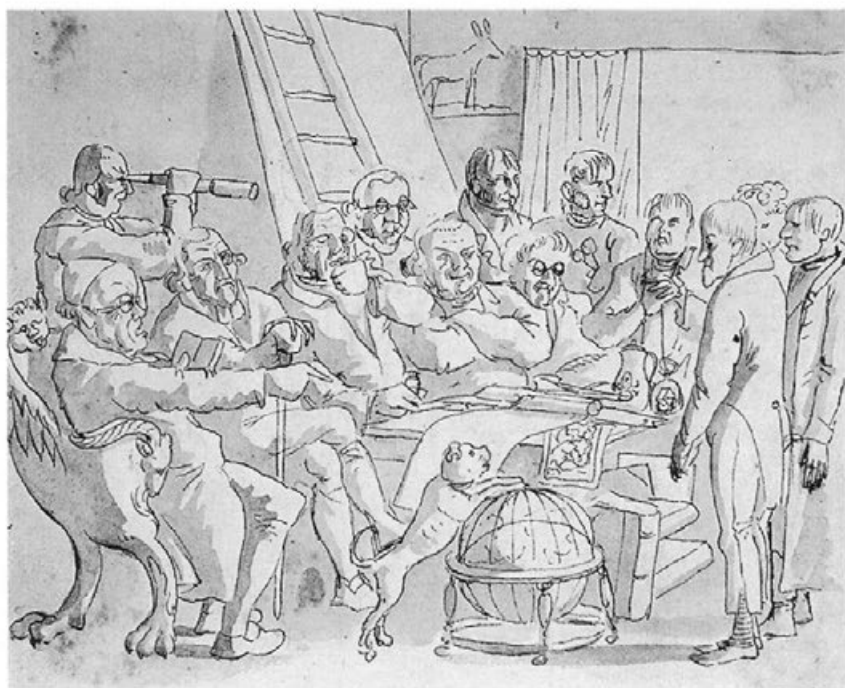
„No, statt Lehrer hoischt ‚Schualmoischer‘,
Scho dear Titel macht die foischer.
Ischt und trinkscht und vegetierscht
Bis du halt vergraba wirscht.

Bei ma ganze Heer von Kinder,
Die oft dümmer sind as d' Rinder,
Muaß du um a Bsoldeng klei
Bis ans End a Fretter sei.

Sind die Kinder schlecht gebildet
Und von Haus aus halb verwildert,
Soll's dear Lehrer schnitzla hear
Als ob ear Gottvater wear ...

Geischt so em a Ahne-Söhnle
Nu an Aurfeig – kommt der Öhnle
D' Ahnfrau – und hand diar a G'schrei
Als ob's Aergste g'scheahna sei!“

Ein anderes Werk von Eppl führt uns auf einen Jahrmarkt, vielleicht auch auf eine Kirchweih, bei



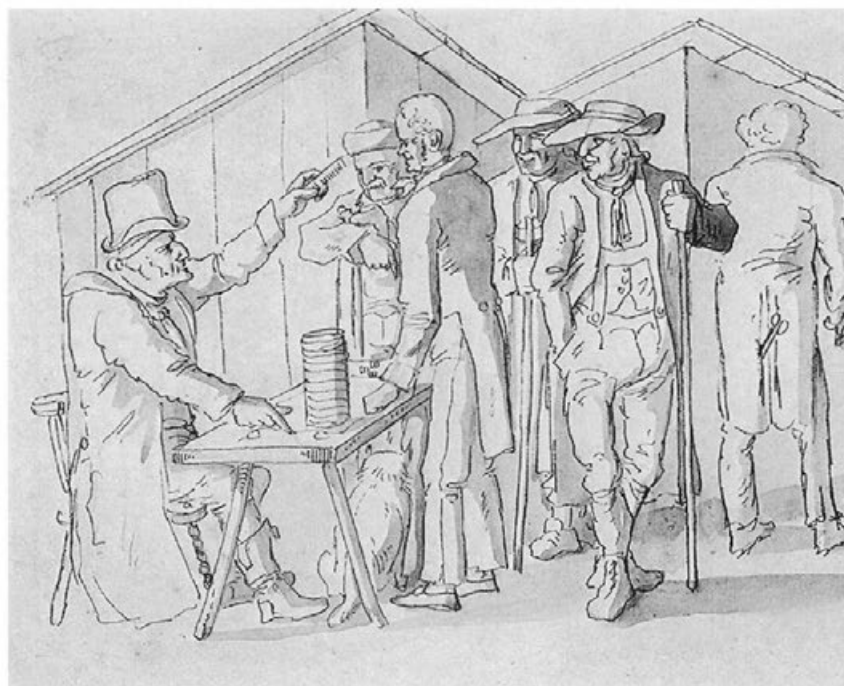
Das Examen
der Schulmeister

der ein glückloser, spielversessener Schneidergesell, um an Geld zu kommen, zuerst seinen Hut drangibt, ja schließlich um sechs Batzen noch an einen Friseur seinen schönen Haarzopf verkauft. Mit dem letzten seiner sechs Batzen erhält er endlich einen Gewinn – einen Kamm und ein Zopfband. Hämisches grinsen Bauern und andere Marktbesucher über die für ihn nunmehr so nutzlosen Gegenstände:

„A Schneidersg'sell hot wüetig g'spielt
Bei jeder Glegahait,
Sei Blick hot stets uf d' Karte g'schielt
Und's Spiel nu war sei Freud.
Ist oima Markt und Kirchweih gwea
War's Schneiderle derbei;
Kurz, wo's was hot zum Spiela gea
Do ist er z'vorderst g'sei.
Amol verspielt er mit anand



„D' Aurfeig“



Der unglückliche Spieler

Sei Geald im Würfelspiel;
 Da Huet derzua – des ist a Schand!
 Sein's Roths woißt ear koi Ziel.
 Der Spielbesitzer schreit äls furt:
 „No d' Jungfer! No da Baur!“
 Und's Schneidersgselle ohne Huet
 Schneidt Gsichter essig sauer.
 Jetzt sieht er komme an Friseur,
 Dem rueft er eilig zua:
 „Ei gueter Freund! Komm er nu her
 Was ih ihm sage thual!“
 „Ear sieht, i hau an schöena Zopf;
 Was geit er mier um ihn?“
 Ih brauch net so viel Hoar am Kopf,
 Am End' geits Wild no drin!“
 „Sechs Bätze!“ sait der Hoarpatru,
 „Und mai koin Kreuzer net!“
 Und's Schneiderle sait: „Nehm nen nu
 Dear Handel ist jezt quitt!“
 Jezt schneidt ihm halt der Puderknopf
 Sei Zöpfl weg ganz gnau;
 Und's Schneiderle, der arme Tropf
 Ist ob dem Geldle frau.
 Und eilig geht's zum Lieblingsding
 Setzt im an Augeblick.
 Und denkt: das letzte Geldle bring
 Vielleicht ihm no a Glück!
 Schon sind im Gspiel fünf Batze weg
 Und no kei Gwinnt derbei;
 Bald war es leer in alle Säck,
 (A Batze ist no drei.)
 Den setzt er no, der arme Held,
 Und gwinnt, o welch a Grauß!
 En Kamm, a Zopfband – hin ischts Geld
 Und Aelles lacht en aus.“

Das dritte von Baumeister illustrierte Gedicht handelt von Biberach, dem dortigen kräftigen Braunbier beim Schwanenwirt und in den Felsenkellern. Die Felsenkeller, die im Sommer von vielen Biberachern aufgesucht wurden, hat Hermann Volz 1846 in einer Lithografie überliefert, auf der neun Keller zu sehen sind. Nach reichlichem Biergenuß raufen beim abendlichen Heimgang – eigentlich ohne Grund – zwei Bauern. Von dem langatmigen Schriftwerk „Der Kuckuk“ sei zuerst der auf Biberach entfallende Teil zitiert:

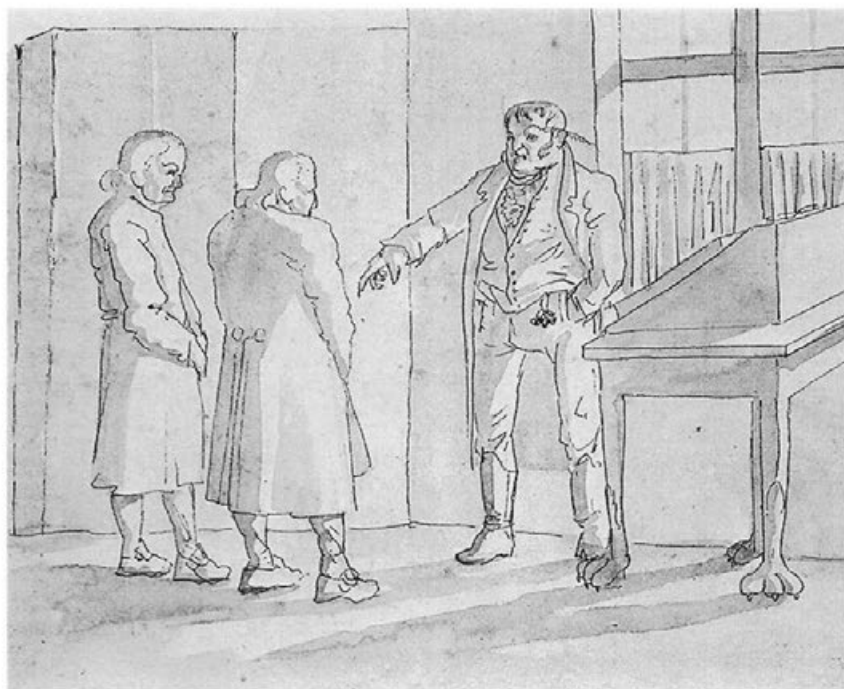
„Beim Schwanawith in Biberach
 Do geit's a guats Braunbiar!
 Dös muaßt ma aber trinka g'mach
 Sonsch geht as hinterfür!“

Am schönsta isch zuar Sommerszeit
 In Felsa-Keller duß,
 Do trifft ma aller Gätting Leut,
 O, do isch halt a Gnuß!

Dös Biar ischt eaba gar so guat,
 So frisch – ih kans it sa.
 Je meh ma davo trinka tuat,
 Je leichter lauft äs na.

's ghot wia z' Müncha drinn beim Bock:
 Ma haut a nander rum,
 Dear braucht sei Fauscht und dear sei Stock,
 so goht es um und um ...“

In den folgenden Strophen beschreibt Epple, wie es zwei Biertrinkern beim Nachhauseweg erging, als sie nach einem Kuckucksruf mit Raufen anfin-



Der Kukuk

gen. Nach den heftigen Händeln treffen sie sich – inzwischen wieder friedlich geworden – am nächsten Tag beim Amtmann, bei welchem sie angeben, keiner wisse mehr, wer als erster mit dem Zuschlagen begonnen habe. Darauf die Entscheidung des Amtmanns:

„Still! – Still! – Der Kasus ist schon aus:
Ihr beid habt schwer gefehlt.
Drum hurtig eure Beutel raus
Und Geld mir hergezählt!

Drei Thaler zahlt ein jeder gleich
Als Straf' – so spricht das Recht!
Schlaghändel – das merkt beide euch! –
Auf offner Straß', sind schlecht!

Wie seid ihr Bauern noch so dumm,
So unverständige Leut!
Es ist doch überall herum
Wem jezt der Kukuk schreit!

Uns Amtleut schreit er! Dann gibt's Geld;
Euch schreit er nur zur Straf!
So ist's jezt Mode in der Welt –
Das merkt euch, und seid brav!“

Noch einmal sei ein bebildertes Epple-Gedicht vorgestellt:

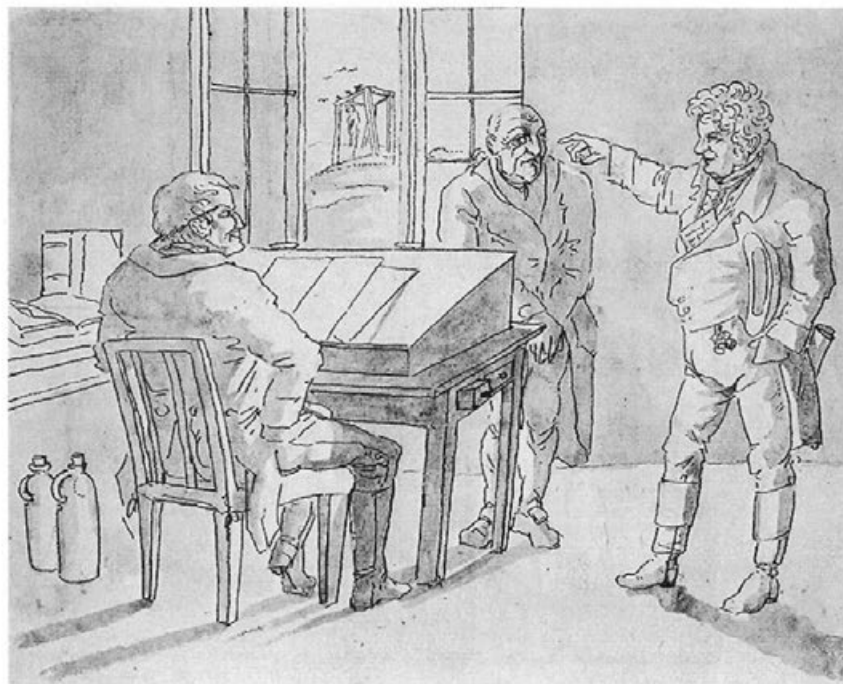
„Der Galgenabbruch.“

„An alte Galge bei'r a Stadt
Beschloß man abzutrage;
Dieweil der weise Magistrat
An neue will aufschlage.

Baufällig ganz der alte sei
Drum wöll mer ihn verschenke;
Weg müeß er auf der Stell' und glei
Er taug nex mai zum henke.
Jezt meldt'se halt a Zimmerma
Und bittet ganz demüthig:
,Ihs Holz halt recht wohl brauche ka
Drum sei ma doch so güetig
Und geb mir's – i will g'wiß derfür
Mit Dank stets von ui spreche!
Drauf sait der Roth: ‚So nehmt en ihr!
Doch müeßt ern glei abbreche!
Drauf kommt no oiner, sait, sei Frau
Die thä in alz furt sheare
Daß ear soll um den Galge au
Ansueche bei de Heere;
Er lauft aufs Rothhaus voller Neid,
Schreit in der Amtsstub drinne:
,Dean Galge thät i, froget d' Leut!
So guet als (uir) verdiene!“

Einige weitere Strophen seien noch angeführt, aus denen hervorgeht, daß der Gmünder Schulmeister das Oberland nicht vergessen hatte. Sie stammen aus dem Gedicht „Jörg“, das mit dem Untertitel „Von weaga de Tittel und gspässige Name“ versehen ist:

„... Miar macht dös Tittelwerk oft Zoara,
Dös Gog und Log – dia Firlefanz,
Dös ‚von' und ‚zua' – ‚Hoch-wohlgeboara',
,Ihar Gnada' und ‚Ihar Exzellenz'.
Ih bi geboara uff em Bussa,
Bin's Mesmers Jörg – was jeder woißt!
Doch hia im Leandle, so wia dussa,
Koi Mensch mi ‚hochgeboara' hoißt ...“



Der Galgenabbruch

Nachdem Epple noch weitere Titulaturen genannt hat, schließt er:

„Meinthalb! – Ih bleib bei meiner Regel
Und mach koi nuia Mode mit,
Dear Baur bleibt Baur, dear Flegel Flegel:
Koin weitra Tittel braucht as it.“

Auch die Unterhaltung zweier oberschwäbischer Fuhrleute, bei der Toni dem „Steaffa“ im Gedicht vom Aufkommen der Eisenbahnen berichtet, führt uns in die Zeit um 1840:

„... Von Augsburg bis uff Müncha sind
Zwoa Stund zum Fahra naitig;
Denn, Steaffa, do goht's diar so gschwind,
As wär gear Tuifel laidig.
Ma braucht koi Fuatter und koin Gaul,
Koi Gschirr, – noiz derloi Sacha;
No vorna dana brennt a Saul,
Und dia tuat alles macha.

Zwea eisne Gleis im Boda nei,
A bizzle Fuir und Kohla,
No ischt dia ganz Gschicht verbei,
Es ischt zum Tuifelhola.
Sechs, sieba Kutscha hanget dra
So hintranander dana,
Und Leut, viel hundert fahret so
Uff deane Eisabahna.

Drum, Steaffa, woischt, was miar jetzt tund?
's Fuahrwerka land miar bleiba!
Miar wöllet boide glei zuar Stund
An andres Gschäft jetzt treiba.

Miar bauet uns a Eisabah
Von Ulm bis Munderkinga,
Gibt acht, bald sind miar reiche Ma
Und könnet's weit no bringa!“

Doch dazu kam es nicht. Die „Donaubahn“ von Ulm bis Herbertingen wurde erst in den Jahren 1865 bis 1870 erstellt und zwar nicht von den zwei Fuhrleuten, sondern vom Land Württemberg unter Leitung von Oberbaurath von Schlierholz, der aus Biberach stammte.

Mit den „Abendgedanken eines oberschwäbischen Bauern im Sommer“ sei die Wiedergabe von Gedichten abgeschlossen. Dieses Stück wie auch die volkscundlich so interessanten Szenen vom „Michel beim landwirtschaftlichen Fest in Bocksberg“ erinnern an Verse von Carl Borromäus Weitzmann:

„... Gschafft han i huit da ganza Tag,
Hau wie a Vieh mih gschunda.
Herr, schick miar no koin Hagelschlag
Sonst bin ih bald voll dunda ...

Ih möcht nau seah, wenn eiser Stand
A Zeitlang sei ließ Schaffa!
Dia fürnehm War in jedem Land
Steand do grad wie dia Affa!

Dös Feadra-Heer! was hätt's no denn?
Noiz oder doch bluatwenig!
Viel fresset's Oi mit samt der Henn,
Tät's scheua it – da König ...“

Beim Lesen der Verse von Epple fällt auf, daß der Dichter gewisse Schwierigkeiten nicht mit der

Mundart, aber mit ihrer Schreibart hatte. Er benutzte ferner Ausdrucksweisen von Oberschwaben wie vom Remstal, doch „der sprachliche Leib seiner schwäbischen Gedichte, nämlich der Satzbau und der Wortschatz, ist echt schwäbisch, im guten Sinne urwüchsig ... Die Epplesche Mundart ist durch und durch stammesartig ... und für die schwäbische Zunge bei der Wiedergabe wie geschaffen. Darum hatte der Vortrag Epplescher Gedichte auch stets einen durchschlagenden Erfolg“ (Holder).

Auf eine besondere Bedeutung von Epple hat Adam Kuhn hingewiesen. Er sieht ihn in der Reihe der oberschwäbischen Dialektdichter Sebastian Sailer (1715–1777), Carl Borromäus Weitzmann (1767–1828) und Dionys Kuen (1773–1852). In Altwürttemberg wie auch in den neuwürttembergischen Gebieten im Osten des Königreiches habe es im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert noch keine Männer oder Frauen gegeben, die ihre Meinung in Mundart zum Ausdruck brachten. Erst durch Josef Epple sei die Dialektdichtung nach Niederschwaben vorgedrungen, durch ihn sei sie dort salonfähig gemacht worden. Doch ganz recht hatte Kuhn mit seiner Auffassung nicht, denn vor Epple reimte im protestantischen Altwürttemberg der aus Reusten bei Herrenberg stammende Gottlieb Friedrich Wagner (1774–1839) in schwäbischer Mundart, der zuerst Lehrer, dann Bürgermeister in Maichingen war.

Wie beurteilte aber die Literaturkritik Epple? Wie werden heute seine Verse bei den Bürgern von Biberach ankommen, welche gewohnt sind, bei der Frage nach einheimischen Meistern des Wortes nur an Christoph Martin Wieland zu denken?

Von den Kritikern sei zuerst Rudolf Krauß genannt, der Epple in seiner „Schwäbischen Literaturgeschichte“ um einiges schlechter bewertet als Holder, welcher der Auffassung war, der Dichter aus Gmünd sei in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu Unrecht zu wenig beachtet worden.

Krauß schreibt von ihm: „... Epple bewegt sich stets in der niedrig komischen Sphäre. Er erzählt Schwänke und schlaue oder dumme Bauernstreiche, entwirft lockere Sittenbilder, besingt allerlei Tagesereignisse, zeichnet ländliche Charaktertypen. Er ist ein Mann der geselligen Freude und des sinnlichen Lebensgenusses ...“ Als Positivum fügt er dann an: „Epple verfügt über urwüchsigsten Humor, und manche seiner Schnurren wirken recht erfolgreich.“ Doch dann folgt als Kritik, „aber der unflätige Ton, an dem er als würdiger Weitzmann-Schüler beharrlich festhält, verleidet den Geschmack seiner schwäbischen Muse“.

Krauß oder Holder, welcher von beiden wird Epple gerecht? Sicher ist, daß der Gmünder Schulmeister den Reim zu leicht beherrschte. Er hat seinen Mitbürgern und sich selbst zuliebe viel, allzu viel in Verse gebracht. Manches davon war nur für den Tag bestimmt, anderes wäre aber auch wert, heute noch von Schwaben vorgetragen zu werden. Vielleicht kann dieser Aufsatz dazu einen Beitrag leisten.

Literatur- und Abbildungsnachweis

- Walter Dürr, „Ih brauch net so viel Hoar am Kopf“ oder „Ein Esels-Geduld brauchender Schulmeister“, in: „Gmünder Leute“, Schwäbisch Gmünd 1983.
- August Holder, Geschichten der schwäbischen Dialektdichtung, Heilbronn 1896.
- Rudolf Krauß, Schwäbische Literaturgeschichte in zwei Bänden, Freiburg 1897.
- Adam Kuhn, Bedeutende Biberacher, Biberach 1929.
- Johannes Schneiderhan, Ausgewählte Dialektdichtungen aus den Schriften Josef Epples, Ravensburg 1907 (mit Nachwort von August Holder).
- Die Schriften von Josef Epple sind im Text genannt. Herrn Kreisarchivdirektor Dr. Diemer danke ich herzlich für den Auszug aus dem Familienregister, ebenso Herrn Walter Dürr, dem Leiter des Gmünder Museums für Natur und Stadtkultur, für manchen Hinweis.